Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schacht, Roland: Siegfried oder Achill?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

„Wir ziehen mit dem Herzog an die Mosel!" rief er mit seiner hellen Stimme. „Der Lothringer kommt hernach, wir aber bilden die Vorhut!"

„Sapperlot, das lob ich mir!" Josias wischte sich die Stirn und rückte an seinem Wehrgehenk. „Die Franzosen laß ich gern über die Klinge springen und einige andere dazu!"

Er sah zu Sebastian hin, der regungslos, mit weit geöffneten Augen stand.

„Ihr solltet mitkommen, Junker!" sagte er halb spöttisch. „Wir armen Ketzer tragen unsere Haut für die Rheinländer zu Markt und diese beten nicht einmal für uns. Wir haben ja nicht den rechten heiligen Glauben! Aber beschützen dürfen wir Euch!"

Klirrend ging er die Straße hinunter und Gerritt folgte ihm mit zufriedenem Gesicht.

„Ja, so ein papistisch Herrlein, mit einem Heiligen im Gemach —" Die anderen Worte verklangen, Sebastian hörte sie nicht mehr.

(Fortsetzung folgt)

Siegfried oder Achill?

Von Dr. Roland Schacht

In allen modernen Literaturen gibt es Werke, deren technische Vollkommenheit jeder unvoreingenommene Kritiker anerkennen muß und die doch ohne jede Wirkung sind. Woher mag das kommen? Oder stellen wir die Frage gleich allgemeiner: wodurch wird Kunst populär, d. h. wodurch ist sie imstande, nicht nur einem engeren Kreise von literarisch Interessierten, nicht nur einem weiteren von Gebildeten, sondern auch dem Volk, mithin der gesamten Nation lebendige und nachhaltige Eindrücke mitzuteilen? Offenbar zunächst durch künstlerische Qualität. Nur was von einer gewissen technischen Qualität ist, es braucht nicht immer die höchste zu sein, vermag sich dauernd zu behaupten. Aber wie aus der oben gestellten ersten Frage bereits hervorgeht und ich schon unlängst in meinem Kleist-Aufsatz angedeutet habe (Grenzboten 72. Jahrg. Nr. 42), genügt die Qualität allein nicht, damit ein Werk von der Nation dankbar entgegengenommen wird, es bedarf offenbar noch anderer Eigenschaften.

Zunächst der Einfachheit. Das Komplizierte ist stets das Produkt eines relativ engen, in sich geschlossenen Kreises, der mit den ihm gegebenen Möglichkeiten zu spielen beginnt; außerhalb dieses Kreises überzeugt es nicht mit jener unmittelbar schlagenden und doch nachhaltigen Wirkung, die die Hauptbedingung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eines dauernden Erfolges ist. Alles, was wir übereinstimmend „große Kunst" nennen (und was lange nicht alles große künstlerische Können umfaßt), ist aufgebaut auf den allereinfachsten menschlichen Geschehnissen, Konflikten und Leidenschaften. Aber diese Einfachheit allein genügt nicht. Es gibt eine gewisse raffinierte Einfachheit, die alles andere, als volkstümlich ist. Um wirklich nachhaltig zu wirken, muß die Kunst alles Fremdartige, jede Überraschung vermeiden, sie muß vielmehr aussprechen, was dumpf in jeder Brust liegt, nur dann überzeugt sie. Dieses Aussprechen des Naheliegenden ist aber nur möglich, wo die Kunst sich auf ein Fundament stützen kann, das allen erreichbar und wertvoll ist. Ohne dieses Fundament kann auch die beste Kunst, so sehr auch einige Hochgebildete sie preisen mögen, nimmermehr ein allgemeines Echo wecken; wenn sie nicht allgemein interessiert, so kann sie nie populär werden.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, die Art dieses Fundamentes näher zu bestimmen. Es besteht aus einem Schatze von allgemein gekannten und beliebten Geschichten, Motiven, Anschauungen und Empfindungen. Die Quellen dieser Geschichten und Anschauungen sind Religion und Kultus (religiöse Mythen), gemeinsame Beobachtungen (Natursagen, Tiermärchen, gewisse typische Erzählungen mit typischen Personen, wie dem dummen Hans, der dann doch klüger ist als seine Brüder usw.), gemeinsame Wünsche (Märchen, z. B. von Wunderdingen, von der armen Bauerstochter, die den Prinzen heiratet), große politische Ereignisse (Heldensagen), gleiche Beschäftigung (Schiffer-, Kaufmanns-, Jägererzählungen). Und nur wo die Kunst auf diesem Fundament fußt, kann sie populär werden. Man prüfe gute „verkannte" oder nicht genug gewürdigte Werke daraufhin, und die Richtigkeit dieser Schlußfolge wird einleuchten.

Damit wäre unsere Frage beantwortet. Sie mag uns aber zugleich Anlaß geben zu einer kurzen Untersuchung, wie es denn bei uns um dieses Fundament steht. In Betracht kommen dafür, roh aufgezählt: Bibel, Sage, Volksbuch und Märchen.

Die Bibel ist bei uns ja lange ein Volksbuch gewesen, und zwar das Alte Testament mit seinen köstlichen einfachen Geschichten mindestens im gleichen Maße wie das neue. Man bedenke nur, wie klein Rembrandts Werk werden würde ohne die Voraussetzung dieses volkstümlichen Fundamentes. Noch im achtzehnten Jahrhundert war die Bibel Gemeingut des Volkes, der Erfolg von Klopstocks „Messias" ist ohne dieses gar nicht zu erklären, noch Goethe verdankt ihr köstliches Sprachgut. Heute ist es damit vorbei. Trotz Religions- und Konfirmandenunterrichts stoßen wir in fast allen Kreisen der Gebildeten wie des Volkes auf eine so erschreckende Unkenntnis der Bibelgeschichten, daß die Frage ernsthaft zu erwägen bleibt, ob nicht mindestens das Alte Testament einer modernen volksbuchartigen Erneuerung bedürfe. Eine solche Erneuerung, mit der sich der Verfasser seit langem trägt, müßte alles Fremdartige vermeiden, allen Ballast fallen lassen, hier und da ohne Scheu modernisieren, aber vor allem anschaulich, ohne „Psychologie" oder falsche Empfindsamkeit erzählen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Stil etwa an unsere besten Volksbücher anknüpfen. Nur dann könnte die Bibel wieder lebendig werden, d. h. nicht nur oberflächlich „gekannt", sondern in die lebendige Phantasie des Volkes wieder eingehen. Bis dahin aber scheidet diese Quelle aus.

Auch mit den Volksbüchern werden wir einstweilen kein rechtes Glück haben. Die modernen Publikationen leiden alle unter recht bedenklichen Mängeln.

Am besten sind immer noch die allerdings etwas romantisch gefärbten und daher im einzelnen veralteten, in den Reden hier und da etwas langatmigen Marbachschen Volksbücher. Im ganzen werden wir abwarten müssen, wie weit sich die Jugend der prächtigen alten Geschichten bemächtigt. Auch auf den sehr ergibigen Schatz katholischer Legenden sei nachdrücklich hingewiesen.

Zu erwägen bliebe im Anschluß daran noch die Geschichte. Den Engländern ist in Shakespeare ein großer Teil ihrer mittelalterlichen Geschichte lebendig erhalten geblieben, die Franzosen haben einen großen Stoffkreis, der sich um Richelieu und Ludwig den Vierzehnten gruppiert. Uns Deutschen fehlt es auch daran, weil wir keine alte eigentlich nationale Geschichte haben, weil unsere glänzendsten Kaisergestalten ins Kosmopolitische strebten. Deshalb ist selbst die Hohenstaufengeschichte trotz Grabbe und Raupach kein nationales Gut geworden.

Auf die Rolle, die das Märchen bei einer Verjüngung unserer Literatur spielen könnte, denke ich in kurzem zurückzukommen. Es setzt, soll es lebendig bleiben, stetige intime Berührung mit der Natur und offenen Blick für das Leben voraus. Beides geht weiten Schichten des Volkes ab und deshalb scheidet auch das Märchen einstweilen für unsere Betrachtungen aus.

Was uns allein noch gewiß ist, ist die Sage. Aber auch sie scheint immer mehr zu verblassen. Wer je in den Oberklassen unserer höheren oder niederen Schulen unterrichtet oder ein Proseminar für Kunsthistoriker oder Archäologen geleitet hat, ist immer wieder erschreckt über die krasse Unwissenheit der Schüler auf diesem Gebiet. Sie kennen weder den Argonautenzug, noch Amor und Psyche, weder Wieland den Schmied noch Thors Besuch bei Utgarda-Loki. Odyssee und Nibelungenlied haben sie „wieder vergessen". Vom Kampf der Sieben gegen Theben, oder Gudrun lebt nichts und jede Anspielung eines Klassikers, die nicht gerade Amor betrifft, bedarf immer von neuem ausführlicher Erläuterung. Woher mag das kommen?

Aller praktischen Pädagogik Grundlehre ist Einheit des Stoffes und Stereotypie beim Einprägen. Kein guter Pädagoge gibt dem Lernenden für ein Phänomen zwei Erklärungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, spricht eine Regel in doppelter Fassung vor: wir aber nähren die Phantasie unserer Schüler mit grundverschiedenen Stoffen, mit Stoffen, die sich gegenseitig aufheben, ausschließen, unwirksam machen. Bald erzählen wir von Zeus dem Olympier, bald setzen wir den gewitternden Odin an seine Stelle. Bald heißt der Lichtgott Apoll, bald wieder Baldur. Jetzt heißt das Heldenideal, für das Begeisterung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erweckt werden soll, Odysseus oder Achill, jetzt Siegfried oder Dietrich von Bern und so in bunter Abwechslung, je nach dem vorgeschriebenen Lehrstoff von antiker Sage zu Nibelungenlied, von Homer zur Edda, von Goethe und Grillparzer zu Hebbel und Wagner. Alles, was wir damit erreichen, ist lediglich, daß wir das, was die Phantasie als ein Lebendiges erfüllen soll, in totbleibenden Lernstoff verwandeln. Der Schüler hat nicht Zeit, sich in eine Phantasiewelt einzuleben. Wir zerstören die Bildkraft der Sagen, wenn die Phantasie nie auf ein bestimmtes Bild allein gelenkt wird, sondern immer ein anderes im Wesen grundverschiedenes und doch wieder ähnliches, zu verstandesmäßigen Vergleichen herausforderndes neben dem zuerst aufgenommenen hat. Die Sagen können keine Phantasiewelt mehr sein, sondern nur ein Museum mit Aufschriften und Erläuterungen zum gelegentlichen Betrachten.

Da hilft nur eins: durch Opfern erhalten. Wir müssen uns auf einen Sagenkreis beschränken. Entweder wir räumen mit der antiken oder mit der altgermanischen Sage auf, ganz einerlei mit welcher, aber beides nebeneinander geht nicht länger.

Ich bin mir natürlich voll bewußt, daß diese Forderung zunächst ungeheuer paradox erscheinen muß. Doch glaube ich ihre Notwendigkeit klargelegt zu haben. Eine Wahl muß getroffen werden, denn eine Verschmelzung so heterogener Dinge ist unmöglich.

Diese Wahl wird uns allerdings, das verhehle ich mir keinen Augenblick, schwer genug fallen. Und wenn ich es trotzdem wage, mich hier für eines zu entscheiden, so ist das keineswegs verbindlich gemeint, sondern soll lediglich durch die Äußerung einer rein persönlichen Ansicht die Diskussion anregen. Ich schicke voraus, daß ich in der Jugend kein Griechisch getrieben habe und von Haus aus Germanist bin. Der Verdacht der Voreingenommenheit wird also wegfallen müssen, wenn ich mich für Beibehaltung der antiken Sagenwelt entscheide. Es sprechen dafür gewichtige Gründe. Erstens ist ohne ihre Kenntnis ein Verständnis der bildenden Kunst nicht möglich. Zweitens bildet sie die Grundlage für unsere Klassiker (Schillers Gedichte, Goethe, Grillparzer). Drittens wird wahrscheinlich niemand auf Homer und die antiken Tragiker verzichten wollen. Welche Schätze außerdem noch aus der Antike lebendig gemacht werden können, das zeigt u. a. der gut eingeleitete und ausgewählte vortrefflich ausgestattete Band „Griechische Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum" (Jena, Diederichs. 1913). Endlich ein vielleicht nur im Persönlichen liegender Grund: die höhere und lebendigere Bildkraft der Antike. Natürlich stehen aber diesen Gründen andere, die für Beibehaltung der germanischen Sage sprechen, entgegen. Als erster der, daß es sich hier um nationales Gut handelt. Dem ist jedoch zunächst entgegenzuhalten, daß das, auf dem unsere Klassiker fußen, eben dadurch nicht minder nationales Gut geworden ist. Vor allem aber ist dieses germanische, angeblich nationale Gut ursprünglich alles andere als Volksgut gewesen, sondern gelehrte Erneuerung. Es hat sehr lange gedauert, bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich Bodmers dickköpfige Begeisterung, Klopstocks Bardenschwärmerei durchsetzen konnten. Im ganzen achtzehnten Jahrhundert blieben sie ohne eigentliches Echo. Die Klassiker entschieden sich für die Antike, ohne Zweifel, weil sie ihre stärkere künstlerische Ergibigkeit erkannten. Erst unsere in der Romantik wurzelnde Germanistik hat uns in das verhängnisvolle Dilemma gestürzt und die germanische Sage in die Schule eingeführt. Hätte sie sich restlos durchsetzen können, wie sich die Humanistik zur Zeit der Renaissance durchgesetzt hat, es wäre alles gut geworden; das aber hat sie sogar zur Zeit ihrer Blüte nicht gekonnt, und wird es in nächster Zeit erst recht nicht können. Warum sollten wir nicht die Konsequenzen aus diesem Mißerfolg ziehen? Aber es bleibt uns noch die Dichtung. Für den Minnesang erwärmt sich, von ganz geringen Stücken abgesehen, außerhalb der Fachkreise eigentlich kein Mensch mehr, Wolframs Parsival, so großartig er ist, bietet doch auch wieder allzuviel Fremdartiges und wird heute bei uns, abgesehen wieder von den Germanisten, noch weniger gelesen als Dante; Gottfrieds Tristan scheidet für die Jugendbildung aus. Bleiben noch Nibelungenlied und Edda, die wiederum die Grundlage von Wagner und von Hebbels großartigster Dichtung bilden. Die Tage von Wagners Popularität dürften allerdings, sobald erst einmal die Begeisterung für die „freien" Ausgaben gestillt ist, gezählt sein. Populär sind bis zum heutigen Tage eigentlich nur Holländer, Tannhäuser und Lohengrin, allenfalls noch die Meistersinger. Vom Ringe höchstens, und auch nur durch die Musik, die Walküre, während der ganze Text zum Ring, abgesehen von allem anderen, schon viel zu willkürlich gestaltet ist, um jemals Volksgut werden zu können. Bleiben noch einige Eddalieder, das Nibelungenlied und Hebbels Nibelungen. Um die wäre es freilich schade. Aber ich sagte ja schon: ohne Opfer geht es nicht ab. Würden wir die Antike fallen lassen, würden wir noch weit, weit mehr opfern müssen. Vor allem gilt es, das Vorurteil zu bekämpfen, als ob die Antike etwas Fremdes wäre, nicht national werden könnte. Das kommt lediglich auf die Behandlung an. Auch Shakespeare betrachten wir ja als einen der unseren, obgleich er im Grunde doch alles andere als deutsch ist, und ähnlich geht es mit Rembrandt, der von allem, was Deutsche je gemacht haben, weitab steht. Legen wir also dergleichen Vorurteile ab und halten uns an das Lebendige, das lange Lebensdauer verspricht.

Wie dem aber auch sei, geschehen muß etwas. Wollen wir wieder zu einer großen populären Kunst kommen, in der sich alle Kräfte unseres Geistes spiegeln, so müssen wir ihr wieder ein festes Fundament schaffen, einen Nährboden, aus dem sie frisch und gesund zu aller Freude und lebendigen Anteilnahme erwachsen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG